

Der schwarz gekleidete Mann

Wenn ich morgens zur Arbeit gehe, kommt er mir entgegen. Auch wenn ich abends heimkehre, sehe ich ihn. Er sieht immer gleich aus, nur gleich, wohlgemerkt, nicht identisch. Seine Kleidung ist schwarz, aber sie variiert. So trägt er im Winter eine schwere Lederjacke, mit einzelnen Nietten verziert, im Sommer ein schwarzes T-Shirt. Allerdings hatte er noch nie kurze Hosen an, selbst wenn die Sonne auch abends noch große Hitze zur Erde schickte. Sein Gesicht ist schmal, und auch der – natürlich – schwarze Bart kann ihm nicht mehr Volumen geben. Die Haare sind glatt nach hinten gekämmt, wo sie in zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden sind, und obwohl er sicher kein Gel benutzt glänzen sie leicht. An den Schläfen haben sich schon Geheimratsecken gebildet, obwohl er jünger als ich zu sein scheint. Diese Ecken stehen in seltsamen Kontrast zu den dichten Augenbrauen. Nicht buschig, oder unangenehm, sondern glatt und dicht sind sie, und die dunklen Augen darunter haben etwas Warmes und Mildes, obwohl die Nase unnatürlich scharf geschnitten ist. Noch nie habe ich ihn sprechen gehört, und oft frage ich mich, wie seine Stimme klingt. Sie sollte tief und warm sein, denke ich, aber sein schmaler Körper dürfte nicht das Volumen dafür haben.

Nun mag man sich fragen, warum er immer morgens und abends die Straße vor meinem Haus entlangflaniert. Die Erklärung ist leicht: Sein großer Hund begleitet ihn, und dürfte zugleich auch der Anlass für seine regelmäßigen Spaziergänge sein. Ein schwarzer Mischling ist es, mit zottigem Fell und wachen Augen. Immer läuft er gleich neben seinem Herrn, folgt dessen langen Schritten in einer seltsam trippelnden Art. Warum mich der Mann so beschäftigt, weiß ich nicht. Aber ich würde zu gerne einmal seine Stimme hören. Nachts träume

ich manchmal von ihm, und er erzählt mir von fernen Orten und seltsamen Begebenheiten. Wenn ich morgens erwache, dann weiß ich noch jedes Wort, das er mir einflüsterte, aber seine Stimme klingt nicht mehr in meinem Ohr. Manchmal erzähle ich meinem alten Kater Xerxes, was mir die Stimme berichtete. Xerxes ist eine edles Tier, das fast den ganzen Tag auf dem Fensterbrett liegt und sich die Sonne auf sein dichtes, graues Fell brennen lässt. Er lauscht meinen Erzählungen missgünstig, und unterbricht mich immer wieder durch lautes Miauen. Einmal, als ich auf dem Nachhauseweg kurz vor meiner Wohnung war, da stand der fremde Mann noch am anderen Ende der Straße. Ein Nachbar hatte ihn aufgehalten und sie unterhielten sich. Mein Nachbar lachte, und mir schien es, als ob auch der schwarz Gekleidete lächelte. Sogar sein Hund schien sich zu amüsieren, nur ich war noch zu weit entfernt um in diesen Kreis aufgenommen zu werden. Der Wind trug nicht einen einzigen Fetzen ihrer Worte zu mir herüber. Wie neidisch war ich auf meinen Nachbarn, und wie gerne würde ich mich zu dieser Gruppe hinzugesellen, sei es nur um zu lauschen. Aber wie seltsam würde es aussehen, wenn ich an meiner Wohnung vorbeiging, um einem Gespräch beizuwohnen, das mich nichts anging? Auch den Nachbarn kannte ich nicht gut genug, um ihn als Vorwand zu benutzen. Außerdem trennten sich die beiden schon wieder, der Nachbar mit grüßend erhobener Hand und der schwarz gekleidete mit freundlichem Nicken, während sein Körper schon zum Gehen gewandt war.

Wie er sich nun vollends von meinem Nachbarn abwandte und mir näher kam, da sah er mir direkt in die Augen, und ich fühlte mich ertappt. Wusste er etwa, wie interessiert ich an ihm und noch mehr an seiner unbekanntem Stimme war? Ahnte er, dass er mir des Nachts fremdartige Worte ins Ohr flüsterte, deren Sinn ich nie ganz erfassen konnte?

Am Tag darauf kam ich zu spät zu meiner Arbeit, ich saß wohl eine ganze Stunde an

meinem Frühstückstisch, und beobachtete, wie ein Tropfen Honig auf dem Teller langsam eintrocknete. Eine vage Angst fesselte mich an den Stuhl, und ich vermeinte die Schritte des schwarz Gekleideten draußen vorübergehen zu hören, begleitet von dem leisen Trapsen seines vierpfötigen Begleiters. Erst als das Echo seiner Schritte, das unmöglich in meiner Wohnung zu hören sein konnte, verhallt war, nahm ich meinen Aktenkoffer und verließ das Haus. Die am Morgen verlorene Stunde arbeitete ich abends nach, und ich war froh darum. Auf diese Art würde ich dem Mann auch auf meinem Rückweg nicht begegnen. Schon spielte ich mit dem Gedanken, jeden Tag später zu arbeiten, als mir die Unsinnigkeit meiner Furcht bewusst wurde. Wie konnte sich ein erwachsener Mann vor einem Spaziergänger fürchten? Nur, weil er noch nie mit mir gesprochen hatte? Na und, wie viele Menschen gibt es schon, die ich oft sehe, aber mit denen ich doch noch niemals ein Wort gewechselt habe? So fasste ich einen Beschluss: Es galt den Bann des Fremden über mich selbst zu brechen, und endlich den Klang seiner Stimme zu ergründen. Gleich morgen sollte es sein.

Als ich am nächsten Tag von der Arbeit zurück kam, war ich gewappnet mit einer mir sonst fremden Entschlossenheit. Meine Aktentasche schwang ich mit wildem Elan, auf dem Gesicht ein fröhliches Lächeln, denn würde ich nicht lächeln, so würde sich mein Mund zu einer abstoßenden, dünnen Linie des unerschütterlichen Willens zusammenpressen. So ging ich mit weit ausgreifenden Schritten auf meine Wohnung zu. Der Mann kam schon, und sein Hund schnupperte gerade an einem kleinen Busch, es schien mir, als ob die beiden schon auf mich warten würden. Unwillig schob ich diesen absurden Gedanken beiseite, natürlich warteten sie nicht auf mich, der Fremde kannte mich nicht einmal. Aber auf einen freundlichen Gruß würde er antworten, er würde sprechen mit seiner Stimme, und danach

wäre ich auf immer befreit von dieser widernatürlichen Besessenheit. So näherte ich mich ihm, und fasste ihn fest ins Auge, wagte nicht einmal zu blinzeln, aus Angst, er könnte diesen Moment nutzen um zu verschwinden. Mein Gesicht zierte immer noch das aufgesetzte Lächeln, und als ich näher kam, da lächelte auch er zurück, und in seinen Augen glitzerte eine Freundlichkeit, die auch mich beruhigte und freundlich stimmte. Keine Kraft brauchte ich mehr, um eine Maske aufzusetzen, denn das gekünstelte Lächeln war einem natürlichen gewichen, ohne dass sich meine Gesichtszüge verändert hätten. Mein Aktenkoffer, eben noch mit Kraft hin und her gerissen, wurde immer leichter, bis er wie von selbst vor und zurück zu fliegen schien.

„Guten Abend“ rief ich, vom eigenen Schwunge schon fast an dem schwarz Gekleideten vorüber getragen. Der öffnete auch schon seinen Mund um den Gruß zu erwidern, mir schien es, als wollten gleich schimmernde Perlen aus dieser Öffnung quellen, als plötzlich sein Hund einen Satz nach vorne machte, und seinen Herrn fast aus dem Gleichgewicht riss. Der hob die Hand zu einem fröhlichen Gruß, und folgte dem großen Tier, das eine Katze erspäht hatte und dieser mit grausamer Bösartigkeit nachjagen wollte, allein gehindert durch seines Herrchens stark die Leine umfassende Hand. Alles was mir blieb, war ein kurzes Keuchen gewesen, kein Laut, der einen Rückschluss auf die Stimme desjenigen, der ihn ausstieß, zuließ.

Die folgenden Tage sah ich ihn immer nur aus der Ferne, er schien seinen Zeitplan geringfügig geändert zu haben, so dass ich ihn zwar immer noch am anderen Ende der Straße erspähen konnte, aber ihm niemals nahe genug kam, um ihn ein weiteres Mal anzusprechen. Auch befiel mich nach kurzer Zeit eine Krankheit. Im tiefsten Winter, wenn der kalte Wind ein Gemisch aus Regen und Schnee durch die Straßen treibt, und die Feuchtigkeit wie ein lauernes Monster in jeder Ecke sitzt, zu

jener Zeit strotze ich vor Gesundheit und stehe wie eine Eiche auf weiter Flur. Sobald aber der Frühling kommt, und die ersten Sonnenstrahlen vom nahenden Sommer künden, da scheint mein Körper zu erschlaffen, der Widerstand ist gebrochen und mit alljährlicher Regelmäßigkeit schwillt mein Hals schmerzhaft an und hohes Fieber befällt mich.

An solchen Tagen kann ich mich kaum aus meinem Bett erheben, sofort wird mir schwindlig und mein Kopf schmerzt als ob eine mächtige Glocke in seinem Innern unwillig schwingen würde. Jeder Schritt pocht dumpf in den Gliedern, ich kann kaum einen Fuß vor den anderen setzen. Ich schwitze und friere gleichzeitig, meine Gedanken fließen zäh wie Brei, und selbst das Atmen schmerzt.

An solchen Tagen umschnurrt Xerxes mich stundenlang, er leckt meine verschwitzte Hand und wärmt mich mit seinem Körper. Aber auch das hilft nicht viel, willenlos liege ich im Bett, meist läuft der Fernseher, dessen tägliche Idiotie mich in diesem Zustand fast schon überfordert. Immer wieder schlafe ich ein, und kann zwischen Traum und Realität nur schwer unterscheiden. Oft hörte ich in diesen Tagen die Stimme des schwarz gekleideten Mannes, und er erzählte mir von versunkenen Städten, in denen alte Wesenheiten begraben liegen, und in ihrem Todeszustand lauern sie auf den Tag ihrer Rückkehr, wenn die Stürme die See peitschen. Von unmöglichen Dingen erzählte er mir, die sich auf den viel zu nahen Planeten vor den Teleskopen der Menschen verbergen. Düstere Städte sind dort in blasphemischer Art errichtet, und kein gutes Wesen wandelt auf ihren verdrehten Straßen. In meinem Fieberwahn sah ich die dunklen Hallen des Mondes, tief eingegraben in die finstersten Krater, wo kein Mensch je seinen Fuß hinsetzen wird um später noch davon berichten zu können. Schleimige Wesen amorpher Gestalt treiben dort ihr Tagewerk, dass von solch abstoßender Gräulichkeit ist, dass ich jedes Mal vor Entsetzen die Augen aufriss

um wieder in meinem Zimmer zu sitzen, wo der Fernseher darstellte, wie sich ahnungslose Menschen selbst zur Belustigung anderer bloßstellten. Meine Augen waren nach solchen Träumen schreckgeweitet, und Xerxes maunzt jämmerlich, während ich nach Atem ringe und mein geschwollener Hals zuckt. Doch zum Glück verging die Zeit meiner Krankheit, und obwohl ich dieses Mal über eine Woche an das Bett gefesselt war, ging es mir endlich etwas besser. Mein Zimmer war viel zu stickig, als dass es mich darin noch halten könnte, und obwohl es schon Abend wurde, als ich mich wieder stark genug für einen Spaziergang fühlte, zog ich meinen Mantel und meine Schuhe an, und verließ meine Wohnung, die mir in den letzten Tagen Zuflucht und Gefängnis zugleich gewesen war.

Das Wetter war während meiner Krankheit wieder schlechter geworden, es regnete zwar nicht, war aber recht kühl geworden und ein rauer Wind hetzte Wolkenfetzen über den schiefergrauen Himmel. Doch das kam mir gerade gelegen, die Brise blies mir die Krankheit aus dem Gesicht, und ich spürte, wie es mir mit jedem Schritt besser ging. Was ich nicht bedacht hatte, war, dass es gerade die Zeit war, zu der ich normalerweise von der Arbeit heimkehrte. So sah ich eine Straße weiter den Fremden vor mir, dessen Hund gerade intensiv einen Baum beschnupperte. Er selbst sah dem Hund dabei gemütlich zu, und er hatte mich noch nicht bemerkt. Schnell machte ich einen Schritt rückwärts um die Straßenecke, und mein Herz schlug mir bis in den Hals, während mein Hals wieder zu schmerzen begann.

Doch die Lächerlichkeit meiner Angst trieb mich an, wieder um die Ecke zu gehen, um meinen Spaziergang weiter fortzusetzen. Obwohl mein Schritt ruhig war, schweiften meine Augen unsterblich die Straße auf und ab, hefteten sich immer wieder am Rücken des Mannes fest, der jetzt vor mir her ging. Sobald ich mich dabei ertappte, bemerkte, dass ich ihn wieder anstarrte, riss ich den Blick los. So taumelte ich halb von einem neu aufgekommenen Fieber umfängen

hinter ihm her. Ich merkte gar nicht, dass ich ihn verfolgte, aber so muss es gewesen sein. Denn vielmals bog er ab, und ich mit ihm, ohne darüber nachzudenken. Aus diesem Rausch erwachte ich erst, als er die Türe zu einem Hochhaus aufschloss. Es war einer dieser 60er Jahre Plattenbauten, vielleicht zehn Stockwerke hoch und vollständig aus Beton errichtet. Ein grauer Koloss, der vor mir in den Himmel ragte, die Fenster dunkle Tore zu Abgründen, die ich in meinen schlimmsten Träumen noch nicht gesehen hatte. Eine Weile muss ich da auf der Straße gestanden und hinaufgestarrt haben, seltsamerweise genau auf das Fenster, das sich gleich darauf öffnete. Er war es, der das Fenster aufmachte, und der nur einen flüchtigen Blick hinunterwarf, und mich dort stehen sah. Er erkannte mich offensichtlich und überrascht war er, mich dort zu ihm hinaufblicken zu sehen. Kurz verschwand er in seinem Zimmer, um dann wieder am Fenster zu erscheinen, und mich noch einmal genauer zu mustern. Er schien einer Stimme zu lauschen, die nur er hören konnte, dann winkte er mir zu, ich solle näher kommen. Das tat ich. Warum fragen Sie? Wie sollte ich auf diese Frage antworten. Gerne würde ich sagen, dass ich den Fremden endlich zu einem Bekannten machen wollte, dass ich endlich seine Stimme hören wollte, dass ich aus eigenem Antrieb in dieses schreckliche Haus gegangen bin. Aber ich tat es, weil er mir gewunken hatte, so wie ein kleiner Bauer seinem Gott gehorcht. Ich erinnere mich nicht mehr, wie es in seiner Wohnung aussah. Ich bilde mir ein, dass ich viele Pflanzen gesehen habe, sehr grün war seine Wohnung. Nicht sehr aufgeräumt, aber auch nicht schmutzig. Allein der Geruch nach Hund lag überaus intensiv in der Luft. Auch erinnere ich mich noch sehr deutlich an das Regal. Es war ein billiges Regal, das eigentlich eher in einen Kellerraum passen würde, aber es stand bei ihm in der Wohnung, beladen mit großen, dicken Büchern, deren Titel ich nicht mehr nennen kann. Wir haben uns lange unterhalten, ich glaube, dass wir

dabei in großen Lehnstühlen saßen, aber wie sollte ich das noch wissen? Der Hund hatte wohl sein Haupt auf das Bein des Mannes gelegt, der mir auch seinen Namen nannte, aber den habe ich ebenfalls vergessen habe. Seit ich dieses schreckliche Gebäude betreten hatte, versank alles um mich herum in einem undurchdringlichen Nebel, und nur vereinzelt lichtet sich der Schleier über meinem Gedächtnis, und wie Lichtblitze erinnere ich mich an einzelne Szenen. So auch, wie der Mann ein altes Buch aus dem billigen Regal nahm, und es mit besonderer Ehrfurcht aufschlug. Das Gewicht des Hundekopfes auf meinem Oberschenkel, und die dunklen Augen des Tieres, die mich anstarrten, während ich seinen Kopf streichelte. Das seltsame Amulett, das dem Fremden aus dem Hemd gerutscht war, und daher frei von seinem Hals herabhängen konnte, und wie sich das Licht in dem schlichten, silbernen Zeichen, reflektierte, und dabei ein grauenvolles Muster aus Helligkeit und Dunkelheit in den Raum zeichnete, während fremdartiger Gesang wie dicker Nebel im Zimmer hing. Das Gewicht des Hundekopfes, der auf meinem Oberschenkel lag, und die dunklen Augen, die mich gierig anstarrten, die entblößten Lefzen und der faulige Atem, der mir ins Gesicht schlug. Als ich aus meinem Körper verdrängt wurde, schwebte ich noch kurze Zeit im Raum, und glaubte schon, verstorben zu sein. Aber ich lebe ja noch, wie Sie selbst sehen, und kann es nicht begreifen. Der Mann jedenfalls verstummte, und Stille senkte sich über den Raum. Der Hund lag tot auf dem Boden, und sein Fell dampfte. Ein Schluchzen zerriss die Stille, und die Szene wurde immer verschwommener. Das letzte was ich von diesem Raum sah, war der Fremde, der weinend zu Boden fiel und mein Körper, der sich auf ungelenk Art und Weise von dem Schemel erhob und steifen Schrittes zur Tür ging. Als ich wieder zu mir kam, war ich in einem seltsam engen Raum. Obwohl es völlig dunkel war, konnte ich doch vage meine Umgebung erkennen, aber ich

möchte nichts über seine widernatürliche Art erzählen.

Sie bestehen darauf?

Dennoch ist es mir kaum möglich, diesen fremden Ort näher zu beschreiben. Es gab keinen rechten Winkel, selbst die gewaltigen Steinblöcke der Wände waren seltsam unförmig. Die Wände waren glatt, obwohl die Steine, aus denen sie gefügt waren, unbehauen in den Raum hinein ragten, Schwärze umfing mich, oh, diese schreckliche Schwärze, die die Augen blendete und dennoch war alles offenbar, die mich übermannende Einsamkeit an diesem finsternen Ort, der an meinem Geist nagte allein durch seine Existenz, die alles je Gelernte beleidigte. So schwebte ich in diesem Raum, denn ich konnte die grauenhaft zyklischen Steinblöcke nicht berühren. Seltsame Wesen schlichen durch mein Gefängnis, grau und amorph hinterließen sie brennende Schleimspuren auf meinem Äußeren, und kauten meine innerste Substanz.

Wie lange ich in dieser Hölle trieb, ohne mich bewegen zu können, weiß ich nicht, aber plötzlich erklang ein vertrautes Geräusch, dass so gar nicht an diesen furchtbaren Ort passte. So versuchte ich, mich umzusehen, auch wenn dadurch der stechende Schmerz, den die Parasiten verursachten, heftig aufflammte. Einer der Schatten unter mir schien anders zu sein, er hatte im Gegensatz zu allen anderen eine feste Kontur, und bewegte sich nicht schlüpfend, sondern mit einer übermenschlichen Grazie. Leise schlich das Wesen näher, und meine Peiniger bemerkten es viel zu spät. Innerlich jubelte ich, als mein Retter mit gewaltigem Satz auf die amöbenartigen Untiere sprang, und sich seine Krallen in ihre aufgedunsenen Leiber schlugen. Eitrige Flüssigkeit spritzte aus den großen Wunden, die er riss, und ich feuerte ihn an: „Xerxes!“ schrie ich, denn niemand sonst war mein Retter, „Xerxes! Reiß sie auf! Beiß sie, kratz sie! Xerxes!“ Der stolze Kater schlug um sich und fauchte, biss hier, schlug da, und bald lagen alle Ungeheuer am Boden und hauchte ihr unheiliges Leben aus, falls

man ihr Dasein überhaupt als Leben bezeichnen möchte. Gleich ging es mir besser, der Schmerz ließ nach, und ich konnte mich wieder bewegen. Xerxes zeigte mir einen kleinen Gang, durch den wir krochen, obwohl er so entsetzlich nach süßer Fäulnis roch. Doch entkommen mussten wir, das war mir klar, denn die Schrecken, die sonst auf uns warten würden, wollte ich nicht einmal erahnen. Immer wieder tauchten andere Katzen auf, die demütig vor Xerxes ihr Haupt beugten, es schien, als ob sie ihm Nachrichten übermittelten, und er wählte daraufhin oft auch einen anderen Weg durch das faulende Mauerwerk. Auch hier weiß ich nicht, wie lange wir durch die engen, verwundenen Gänge krochen, immer an den widerlich klebrig verschmierten Wänden entlangastend. Endlich sah ich ein Licht näher kommen, und so verließen wir diesen Ort, den ich niemals wieder sehen möchte. Kaum waren wir draußen angekommen, als jegliche Fessel von mir fiel, und wie ein gewaltiger Sturm wurde ich durch die Luft und die Leere gerissen, dass es mir Atem und Sicht verschlug. Dunkelheit umfing mich, aber es war eine wunderbare Dunkelheit, denn sie brachte die Freiheit mit sich.

Als es wieder hell wurde vor meinen Augen, da stürzte ich hart zu Boden. Ganz ungelenk bewegte ich mich, und ich spürte die Kraft der Gravitation deutlicher als je zuvor. Ich war so glücklich, das können Sie sich gar nicht vorstellen, so befreit, und ich lachte nur, ich lachte, bis mir die Tränen kamen. Meinen Körper zu fühlen und Luft zu atmen, das war ein unglaublich schönes Gefühl. Das Blut habe ich erst später bemerkt, als ich mir über das Gesicht fuhr, um zu ertasten, dass ich wirklich ein Gesicht hatte. Da fühlte sich die Hand so seltsam klebrig an, und da bemerkte ich auch den Geruch, der in der Luft hing. Es war ja alles so schön seit meiner Rückkehr, im Vergleich zu dem unheiligen Gefängnis, in dem ich bis zu jenem Zeitpunkt ausgeharrt hatte, dass mir diese Widerwärtigkeit an dem irdischen Ort nur langsam ins Bewusstsein drang.

Mit diesem Geruch aber kam eine neue Angst, und wie ich um mich blickte, da sah ich die geschundenen Körper. Ich selbst kniete im Blut der Getöteten, und war besudelt. Wer hätte geahnt, wie viel Blut in einem einzigen menschlichen Körper sein kann?

Den einen Toten kannte ich sogar, er hieß Matzek. Ich hatte ihn einige Male abends getroffen, ein seltsam verschlossener Typ, der viel trank, wie um einen unbekanntem Schmerz zu betäuben, und der nie von sich selbst erzählte, sondern begierig alles aufsaugte, was man ihm berichtete. Die Namen der anderen beiden, Frau Mangel und Herr Madlinger, habe ich erst von den Polizisten erfahren.

Wie Sie aus meiner Geschichte leicht ersehen können, Euer Ehren, bin nicht ich es gewesen, der diese Unglücklichen tötete, war ich doch zu jener Zeit gefangen an einem Ort, der nicht auf diesem Planeten ist. Daher kann ich auch nicht erklären, was die mit Blut geschriebenen Zeichen an den Wänden bedeuteten, obwohl sie den Zeichen in dem Buch des schwarz gekleideten Mannes sehr ähnlich waren. Was aus ihm wohl geworden ist? Er schien so befreit, als er weinend in seinem Zimmer niedersank. Auch ich bin befreit. Ich sehe ihnen an, dass sie mir nicht glauben, und dass sie mich einsperren werden, aber das soll mir egal sein, denn ich bin so unendlich frei hier, dass keine Zelle der Menschen so schlimm sein kann, dass ich nicht mit Freuden dort hinein gehen werde.

Szenariovorschläge

Für Delta Green

Ein Bekannter eines Charakters erzählt diesem von dem seltsamen Mann, dem er morgens auf dem Weg zur Arbeit begegnet. Er hält das nicht für weiter wichtig, tut es vielmehr als Spinnerei ab. Der Charakter sollte aber erkennen, dass dieser schwarz gekleidete Mann eine Bedrohung darstellt und Nachforschungen anstellen. Lassen sich die Spieler dabei zu viel Zeit, so wird der Bekannte besessen. Er wird von nun an versuchen, die Delta Green Gruppe aufzuhalten, zumindest so lange, bis er selbst stark genug geworden ist, um sie anzugreifen.

Für eine normale Gruppe

Einer der Charaktere fühlt sich seit einiger Zeit von dem schwarz gekleideten Mann fasziniert. Er bittet seine Freunde, ihm bei Nachforschungen behilflich zu sein. Der Fremde wird keine ganze Gruppe bei sich einlassen, und höchstens einem Treffen auf neutralem Grund zustimmen. Den Hund hat er natürlich dann dabei. Wenn er den auserwählten Charakter nicht alleine treffen kann, versucht er, nachts in dessen Wohnung einzudringen, um sein Ritual durchzuführen.

Als Katzulhu Abenteuer

Diese Variante nimmt einen völlig anderen Verlauf. Der Dosenöffner (Herrchen) eines Katzencharakters wird zunächst merkwürdig und immer misslauniger. Der Charakter kann bald erraten, dass das mit dem schwarz gekleideten Mann zu tun hat, da der Dosenöffner im Schlaf redet. Die Verfolgung des Fremden gestaltet sich schwierig, da dessen Hund - natürlich - auf Katzen nicht sonderlich gut zu sprechen ist.

So haben die Charaktere wenig Möglich-

keiten, die Besessenheit des Dosenöffners zu verhindern, und eines Tages wird das Herrchen dann wie ausgetauscht sein. Es folgt eine Suche seiner Seele in den Kerkern des Mondes, um ihn zu befreien. Ob das Herrchen bis dahin in seiner irdischen Gestalt schon ein schreckliches Verbrechen begangen hat, hängt von der Schnelligkeit der Katzen beim Befreien ab.

Hintergrundinformationen

Thin'Quies, höhere Dienerrasse

Die Thin'Quies sind Besessenheitsdämonen. Sie übernehmen den Körper eines Lebewesens, das nicht unbedingt ein Mensch sein muss. Die Seele, bzw. Essenz des Opfers wird in finstere Gefängnisse auf dem Mond verbannt. Dort wird sie von Mondbestien und anderem, ekelerregenden Gezücht gefangen gehalten und gequält. Der Körper wird vollständig von Thin'Quies übernommen, und versucht in Zukunft, möglichst viel Schaden anzurichten. Wird die Seele des Verdrängten auf dem Mond befreit, so kehrt sie mit aller Macht in ihren Körper zurück, wobei Thin'Quies in seine unheilige Dimension vertrieben wird.

Über die physische Gestalt der Thin'Quies ist nahezu nichts bekannt. Es wird aber berichtet, dass aus dem erschlagenen Körper eines Besessenen eine Rauchsäule aufstieg, die sich zu einer in sich gewundenen Gestalt verfestigte. Allerdings blieben die Konturen nicht scharf, und das Wesen löste sich rasch auf. So weit überliefert, gleiche diese Gestalt einer senkrecht stehenden Schlange, aus deren Leib widerwärtige Hörner ragen, die teilweise auch mit geifernden Mäulern besetzt sind.

Mittels diverser Rituale können die Thin'Quies herbeigerufen werden. Dabei muss ihnen ein Wirtskörper bereitgestellt werden. Das kann ein noch lebendes Wesen oder aber ein gerade verstorbene sein. Man erzählt sich, dass so mancher einen Thin'Quies in einen soeben dahingegangenen geliebten Partner beschwor. Aller-

dings erzählt sich niemand, dass der Zauberer mit dem Ergebnis glücklich geworden wäre. Der Thin'Quies ist durchaus bereit, seinen eigenen Beschwörer mittels Zauberei zu bedrohen und ihn von sich abhängig zu machen, sofern er nicht gebunden wurde. Dazu benutzt er seine mächtigen Halluzinationszauber. Er kann sich auch auf telepathische Weise mit seiner nächsten Umgebung unterhalten, und sich somit auch verständigen, selbst wenn er in einer Form manifestiert ist, die keine Sprachwerkzeuge mit sich bringt. Er kann allerdings nicht die Gedanken seines Opfers lesen.

Vor allem verfolgt er das Ziel, in einen potenteren Wirtskörper transferiert zu werden, mit dessen Hilfe er noch mehr Schaden anrichten kann. Der Thin'Quies kann die Zauberei zum Seelentransfer und der Gefangenname einer Seele nur selbst wirken, wenn er in menschlicher Gestalt gefangen ist, sonst muss er einen Menschen (meist seinen Beschwörer) dazu veranlassen, diesen Zauber für ihn zu wirken.

THIN'QUIES, der faulende Atem Nyarlathotheps

Attribut	Wurf	Durchschnitt
ST	wie Wirt	wie Wirt
KO	wie Wirt	wie Wirt
GR	wie Wirt	wie Wirt
IN	4W6+6	20
MA	5W6	17-18
GE	wie Wirt	wie Wirt

Bewegungsweite: wie Wirt

Trefferpunkte: wie Wirt

Durchschnittlicher Schadensbonus: wie Wirt

Waffen: wie Wirt

Panzerung: wie Wirt

Zauber: Alptraum, Bewusstseinstransfer, Binde Seele, Fluch der faulenden Haut, Fluch des Steines, Kontakt zu Gottheit (Nyarlathothep)

Stabilitätsverlust: wie Wirt; wird ein Mensch von Thin'Quies verdrängt, so erleidet er durch diesen Vorgang 1/W6, und für jeden Tag, den er in Gefangenschaft verbringt weitere W3/W6 Stabilitätsverlust.

Das Herrchen

Das Herrchen des Thin'Quies in dieser Geschichte, Christian Melcher, ist ein einsam lebender Mann, der schon seit seiner Jugend ein Einzelgänger war. Er interessierte sich für Okkultes, folgte in den 80ern der Wave-Szene, und hängt noch heute dem Darkwave an. Seine wenigen Freunde hat er im Internet kennen gelernt, und die meisten hat er nie in Realität gesehen. Trotzdem ist er mit seinem Leben sehr zufrieden, er hat einen Halbtagsjob als Elektriker, genug zum Leben und einen Hund, der sein ein und alles ist. Als der Hund stirbt, entschließt er sich, ein Ritual durchzuführen, dass er während seinen okkulten Studien gefunden hatte. Dumm nur, dass dieses Ritual tatsächlich gelingt, dass ein Thin'Quiet den Hund animiert und ganz dumm: Er ist nicht gebunden. Von nun an treibt der Thin'Quiet Christian immer am Rande des Wahnsinns entlang.

Gestaltungshinweis

Unabhängig davon, was für eine Gruppe den Thin'Quies jagen wird, sollten die Charaktere zunächst einmal den schwarz gekleideten Mann für den Hauptgegner des Abenteuers halten. Dass er in Wirklichkeit ein Sklave seines eigenen Haustiers ist, sollte den Charakteren erst kurz vor dem – wie auch immer gestalteten – Showdown klar werden.

